



Nr. 66.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 19. März.

1903

Verjährt.

Roman von Elbert Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Fortsetzung.

„Arme, arme Mutter“, sagte sie und streichelte die alte, kranke Frau, und willig ließ sich diese von ihr wieder in den großen Thorweg zurückführen. Mister Grant sah noch, wie sie schwankte, wie sie im Thorweg zusammenbrach. Dann eilte er hinweg, und die alten Weiber, die aus dem Obergeschoß ihn schon vorher betrachtet hatten, wußten nicht, was sie aus dem Vorgang machen sollten.

„Die alte Kramer tobt wieder einmal“, sagte die eine.

„Ja, kein Mensch ist seines Lebens sicher, wenn sie ihre Tour hat“, bekräftigte die andere.

„Man sollte sie gar nicht aus der Zwangsjacke herauslassen“, orakelte die dritte.

„Sie ist ja lebensgefährlich“, meinte die vierte. „Sie fällt, wie ein wildes Thier, Menschen auf der Landstraße an.“

„Wer war der alte Herr, der unten vor dem Hause stillstand?“ fragte die erste.

„Wohl ein Fremder“, entgegnete die zweite.

„Ich hab' ihn in Lenzheim noch nicht gesehen“, erklärte die dritte.

„Wo ist er geblieben?“ sprach die vierte. Alle stiegen die Gänge aus den Fenstern hinaus, soweit es ging. Aber Mister Grant war nicht zu sehen und der öde Platz so still und einsam wie gewöhnlich.

Auch unten im Spittel ist's wieder ganz still geworden. Die Kranke ist in ihr Stübchen getragen. Schwester Emma hat sie auf ihr Bett gelegt. Sie scheint ruhig zu schlummern, und jene sitzt neben ihrem Bett und betrachtet die Kranke mit schmerzvoll bewegten Mienen.

Lange sitzt sie so und läßt an ihrem Geist die Zeit vorüber gehen, wo ihre Mutter krank gewesen, wo in trostlosem, regelmäßigem Wechsel, zwischen verbüstertem, brütendem Versunkensein und schredlichen Tobsuchtsanfällen ihr Leben dahingefleht und jede Aussicht auf Genesung geschwunden. Wie viele Jahre sind es eigentlich schon? Ist's überhaupt je anders gewesen? Ach ja, einmal ist es anders gewesen, ganz anders. Da ist auch über sie ein Lenz gekommen, mit Maiglöckchen und Bergkneinicht, mit Rosen und Tausendschön ist er in ihr Herz eingezogen. Ein kurzer Lenz war's nur, aber ein himmlisch schöner. Da fiel über Nacht ein Reif, und die Maiglöckchen und Bergkneinicht, die Rosen und Tausendschön erfroren, der Lenz war dahin und die Liebe auch, und alle heißen Thränen, die Emma Kramer weinte, konnten Lenz und Liebe nicht mehr lebendig machen.

Weg mit solchen irdischen Gedanken — dafür hast Du jetzt keine Zeit, Emma, Dein ganzes Herz hast Du der himmlischen Liebe, der Darmherzigkeit geweiht, für weltliche Gedanken hat es keinen Platz mehr. Schau lieber hin und gieb acht, Deine arme Mutter rührt sich, unruhig wirft sie sich im Bett umher. Seufzer entringen sich ihrer Brust. Nun richtet sie sich empor. „Claus!“ schreit sie auf. Ihre Blicke durchfliegen suchend den ganzen Raum. „Claus!“ ruft sie noch einmal und schaut starr auf die Thür. Dann fällt sie kraftlos in die Kissen zurück und schließt die Augen wieder. Schwester Emma trocknet ihr die

Stirn, streichelt sie und spricht tröstend und besänftigend auf sie ein.

„Du bist es, Emma“, stößt sie endlich hervor und richtet sich wieder auf.

„Bleibe liegen, mein Mütterchen“, sagt milde Tones Schwester Emma, „Du bist schwach, greife Dich nicht an.“

„Mir ist ganz wohl, Emma“, entgegnete die Kranke. „Ich habe so schön geschlafen. Ich hatte einen wunderschönen Traum. Dein Vater war wieder bei mir. Nach vielen, vielen Jahren hab' ich ihn zum ersten Mal wieder gesehen. Er hat mich geküßt, ich hab' ihn wieder geküßt und hab' ihm gesagt, daß ich ihm alles verzeihe — alles — alles.“ Langsam sinkt sie wieder in die Kissen zurück. Wie Verklärung liegt es über dem welken, runzeligen Gesicht.

Emma ist eigenthümlich berührt von den Worten der Mutter. Spricht sie im Wahnsinn? Oder weiß sie, was sie sagt? Nie hat Emma sonst den Namen ihres Vaters aus dem Munde der Mutter gehört.

Nun schlägt die Kranke die Augen wieder auf. Lange sieht sie ihre Tochter mit innigem, wehmüthigem Blick an. „Du glaubst es wohl nicht, Emma“, hebt sie dann leise an, „daß ich auch einmal jung gewesen bin. Ja, ich war auch einmal jung und gesund — ich war auch schön, die Menschen haben's immer gesagt, daß Hetta Kramer eine schöne Frau sei. Und als ich jetzt geschlummert, hab' ich im Traum mein ganzes Leben noch einmal wieder gelebt. Ach, Emma, wie glücklich war ich einst! Einen Mann hatte ich — so schön, so klug, so edel, so vornehm — mein Gott war er, der mich Arme zu sich erhoben hatte. Auf den Händen trug er mich, in Sammet und Seide kleidete er mich, mit Gold und Edelstein schmückte er mich. Und unser Haus war schön, Jubel und Lust herrschte darin — und Glück war darin, himmlisches Glück. Auf meinem Schooß lag ein reizender, blonder, dunkeläugiger Todentopf, zu meinen Füßen spielte er, wenn ich auf meinem Hochsitz thronte, wie eine Königin — eine Königin war ich, Emma, eine ganze Königin.“

Müde und abgespannt liegt Hetta Kramer in ihrem Bett, ihre Augen gehen unruhig an der Decke des Zimmers umher. Todtenstille herrscht.

„Da tagte es furchtbar“, beginnt die Kranke wieder, und ihre Tochter weiß nicht, ob sie ihr alles erzählt oder ob sie nur vor sich hin grübelt. „Claus war Nachts abgereist, ein Brief an mich lag auf seinem Schreibtisch. Er hatte plötzlich verreisen müssen, wohin, schrieb er nicht, ein großes Unternehmen fordere seine schleunigste Abreise. Und Claus kam nicht wieder — mein Claus, mein alles, mein Abgott war verschwunden — und in Nichts verjanten all meine Herrlichkeit, all mein Glück. Schreiend und fluchend bestürmten die Menschen unser Haus und forderten das Geld wieder, das sie ihm vertrauensvoll hingegeben. Gläubiger forderten Bezahlungen. „Beträger!“ riefen sie aus, „Dieb!“ schrien sie, „Fälscher“ nannten sie ihn, und durch die Wassen und den Schmutz zerrten sie den Namen, den auch ich trug. Seide und Sammet, Gold und Silber, Juwelen und Edelsteine — alles, alles gab ich hin. Aber was half das! Der Concurs kam, aus dem Hause mußte ich. Meinen kleinen Da-

Galanterie und mit einem Krachfuß, indem er seinen Hut aufsetzte. Er stand noch einen Augenblick still. Endlich sagte er: „Daß Sie's nur wissen, mein Herr! Als ich Sie auf dem Baumstumpf sitzen sah und von hinten heranschlich, hatte ich schlechte Absichten. Auf Ihr Geld hatte ich's abgesehen, und wenn Sie mir's nicht gütwillig gegeben hätten, wären Sie kalt gemacht. Aber desto besser. Ich danke Ihnen, ich habe eins weniger auf dem Herdholz.“ Damit verschwand er im Dickicht.

Mister Grant schaute ihm entsetzt nach, bis er nichts mehr von ihm sah. Dann schritt er in der entgegengesetzten Richtung durch den Wald, um das freie Feld wiederzugewinnen! Des fremden jungen Menschen mußte er immer denken.

„Armer Mensch!“ sagte er zu sich. „Was kann der Einzelne für sein böses Thun, wenn's ihm einmal im Blut liegt! Ist er dafür verantwortlich? Das ist der Fluch, der sich vom Vater auf den Sohn vererbt und unschuldig-schuldig den Sohn des Vaters Schuld büßen läßt. O, wenn Claus Kramers Sohn auch die Schuld des Vaters büßte! Wenn er ein Schuft wäre! Wenn's ihm auch im Blut läge! Wenn sein Sohn auch so wäre wie der, der soeben wegging! Ein schöner Junge muß das gewesen sein — man sieht's noch — aber schreckliche Geschichten hat das Paster mit tiefen Runen ihm auf das Gesicht geschrieben — Claus Kramer, wenn Dein Sohn so wäre! Claus, Claus, das wäre ein Pohn!“

Bis zur Stadt verfolgte ihn dieser Gedanke, und als sein Weg ihn durch das alte Thorhaus führte, streifte sein Auge die Schilder mit den goldenen Buchstaben. Am Wort „Justitia“ haftete es und wollte nicht weiter. Mister Grant mußte dessen denken, was ihm durch den Kopf gegangen, als er zum ersten Mal die Schilder gesehen. „Gerechtigkeit!“ sprach er zu sich, ihn schauderte — „Gerechtigkeit kann auch furchtbar sein. Nicht für die Arbeit allein giebt es einen gerechten Lohn — auch die Schuld findet ihn. — Wah, die Schuld ist getilgt — verjährt. Verjährt ist alles — Feh! und Schuld, und auch das Recht des Blutes.“

Fortsetzung folgt.



Zwerge in Sage und Geschichte.

Von M. Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

Die ehemals vielverbreitete Ansicht, daß es im Altertum im Gegensatz zu den Riesenvölkern auch Zwergvölker gegeben, die in Aethiopien, an den Quellen des Nils und des Ganges, in Indien, gelebt haben sollen, ist längst in das Reich der Fabel verwiesen. Schon Vater Homer berichtete von diesen Zwergnationen. Er erzählte, daß die Kraniche ihre ärgsten Feinde gewesen. Auch Plinius gedenkt der Zwerge in seiner berühmten Naturgeschichte und sagt, daß sie sich Hütten und Häuser aus Eierschalen erbaut hätten. Auch in unserer Gegend, im Harz bei Elbingerode, sollen nach alten Sagen Zwergvölker gewohnt haben, wofür die heute noch vorhandenen Zwerglöcher als Beweis gelten.

Die alten griechischen Dichter, welche bereits die Nachrichten über Zwergvölker verachteten, erzählten, um die Sache zu verhöhnern, Wundergeschichten von Zwergen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten.

So lebte in Egypten der Zwerg Menestratus, der so klein war, daß er sich einer Ameise als seines Rosses bediente; da er aber in seinem ritterlichen Uebermut das arme Tier zu sehr peinigete, so warf es ihn ab und trat ihn vor der Pygmaeen Augen mit den Füßen tot. Der Zwerg Hermon war so geschmeibig, gewandt und geschickt, daß er ohne jede Schwierigkeit durch ein Nadelöhr sprang. Demas aber besaß eine solche Grazie und Leichtigkeit, daß er auf den feinsten Fäden einer Spinnewebe die schwierigsten Tänze ausführte.

Zuverlässig ist, daß die Mythologie, vornehmlich die der alten Germanen, Zwerge im Gegensatz zu Riesen auführt. Sie haben in Rassen als Völker vor dem jetzigen Menschengeschlecht gelebt, sind aber durch die Rohheit desselben in die Berge, Höhlen und Schluchten, in die Tiefen

und Abgründe der Erde zurückgebrängt worden. Hier leben sie als Vergeister, Untergötter, Feinzelmännchen, haben Kindergestalt, meist längliche, alte, häßliche Gesichter, helfen mit Rat und Tat ihren Freunden, sinnen und sorgen für die Menschen, schaden und nützen dieselben, je nach Gesinnung und Verdienst. Auch in unseren Volksmärchen, im Däumling, im Schneewittchen bei den sieben Zwergen in den sieben Bergen, spielen die Zwerge eine Rolle.

Bei den Römern, die, wie die Griechen, sehr auf das Vergnügen, auf Spiel und Tanz, auf öffentliche Witz und Skandale bedacht waren, hatten, vornehmlich unter den Kaisern, die Zwerge eine große Bedeutung erlangt.

Der mächtige, kunstsinige Kaiser Augustus liebte die Zwerge so sehr, daß er sie mit vieler Mühe und großem Kostenaufwande aus allen Teilen des römischen Reiches nach Rom bringen ließ, um sich mit ihnen in seinem Palast am Pfänderspielen zu amüsieren. Er duldete aber nur schöne und begabte Zwerge aus beiden Geschlechtern um sich, die ihm lauschige Märchen aus ihrer Heimat erzählten und mit denen er um Rüsse spielen konnte. Sein Lieblingszwerg, der noch nicht zwei Fuß groß war, hieß Lucius und wog bei völlig ausgebildeten Gliedmaßen kaum 17 Pfund. Er hatte mithin das wirkliche Gewicht eines ein- bis zweijährigen Kindes. Sehr lieb war es dem Kaiser, wenn ihm die kleine, in prachtvollen Anzügen auftretende Schaar Schauspiele, Pantomimen zum besten gab. In diesen Spielen zeigte sich Lucius stets als der beste Mimiker. Im übrigen war sein Gang fest, sein Organ vortrefflich.

Auch die römischen Tyrannen Tiberius und Commodus hatten Lieblingszwerge, die trotz aller äußeren Unscheinbarkeit einen großen Einfluß auf die sonst unnahbaren Herren ausübten. Ihr Einfluß ging so weit, daß sie selbst über Leben und Tod entschieden.

Am türkischen, italienischen, französischen und besonders am Hofe zu Petersburg waren Zwerge und Zwerginnen als Diener und Hofnarren sehr beliebt. Je häßlicher, um so angenehmer! Unter den Solimans, unter den Franzosen, unter den Heinrichs und den Ludwigs waren die Zwerge bei Hofe in Menge vertreten. Als eine traurige Verirrung des menschlichen Gefühls muß es angesehen werden, daß man in der Türkei besonders gern taubstumme Zwerge als Diener und Dienerinnen in den Harems wählte.

Von Italien und Frankreich drang diese Mode nach Deutschland, wo sie sich an allen Höfen, selbst an den kleinsten, breit machte. Auch am kurbrandenburgischen Hofe fand sie Eingang. Der Kurfürst Johann Siegmund (1608—1619) hatte einen Zwerg Betram, den er sehr liebte und der ihn auf allen Reisen begleitete. Im Jahre 1617 stürzte der kleine Mann, der ein sehr kleines Pferd hatte, von demselben und verschied sehr bald. Dieser Zwerg war wohlgestaltet und von guter Bildung, während die Zwerge, die der König Friedrich I. von Preußen (1688—1713) um sich hatte, unglückliche, an Geist und Leib mißgestaltete Wesen waren.

Petersburg war das eigentliche Paradies, aber auch die Hölle der Zwerge. Der Zar, die Zarin, die Großfürsten und Großfürstinnen, die Minister und Generale, die Bojaren und Kneesen hielten lediglich zu ihrem Amusement Zwerge und Zwerginnen. An diesem Hofe wurden auch die ersten Zwergenhochzeiten gefeiert, bei denen der ganze Hof gegenwärtig war und der Zar der Braut eigenhändig die Brautkrone aufsetzte. Zu solchen Hochzeiten, die den hohen Herrschaften, die einen derben Witz liebten, besonders angenehm waren, wurden oft 150 bis 200 Zwerge und darüber in kleinen Schlitten und Wagen aus dem ganzen Reiche unter schweren Kosten nach Petersburg beufen.

Durch die Teilnahme des Grafen von Tressan kennen wir die Lebensgeschichte zweier Zwerge, des Nikolaus Jerry, Bebe genannt, der 1743 zu Plaines in Lothringen geboren, und des polnischen Zwerges v. Boruslawsky genauer. Bebes Eltern waren körperlich kräftige, gut ausgewachsene Leute. Sie bekamen einen großen Schreck, als sie bei der Geburt das kleine, schwächliche und doch vollkommen ausgewachsene Kind sahen, welches nur 8 Zoll lang war und 6 Lot wog. Nachdem er im sechsten Monat seines Lebens die schwarzen Pocken überwunden, fing er

im achtzehnten an zu reden, erhielt im zweiten Jahre die ersten Schuhe, welche genau die Größe von Ruchschalen hatten. Bis zum sechsten Jahre hat er sich meist von Speck, Kartoffeln und Hülfsfrüchten genährt und alle Kinderkrankheiten glücklich überstanden. In dieser Zeit wurde er auf Wunsch des Königs von Polen, des Stanislaus Leszinski, der von diesem Wunderkinde gehört, gemessen. Der kleine Bebe maß 15 Zoll. Der König ließ ihn nach Luneville bringen, und da der Zwerg, der sonst wenig Zärtlichkeit bewies, gerade gegen ihn diese Empfindung in rührender Anhänglichkeit an den Tag legte, so behielt er ihn bei sich. Der König sorgte auch für einen geregelten Unterricht. Der Graf von Tressan berichtet über diesen Punkt: „daß des Bebe Fähigkeiten nie die Fähigkeiten eines gut abgerichteten Hundes überstiegen hätten.“ Dagegen liebte er Musik und tanzte gern. Er hatte Sinn und Verständnis für Takt. Auch die Prinzessin Talma nahm sich des Kindes ohne größeren Erfolg an. Dennoch bewies er derselben eine große Teilnahme, ja Liebe. Als dieselbe einst ihren kleinen Schoßhund in des Zwerges Gegenwart zärtlich streichelte, wurde er, obwohl kaum acht Jahre alt, so eifersüchtig, daß er ihn mit seinen Händchen wütend erfaßte, zum geöffneten Fenster hinauswarf und trotzig fragte: „Warum lieben Sie den mehr als mich?“ —

Mit dem 15. Lebensjahre hatte sich der Zwerg normal entwickelt. Er war 29 Zoll lang und wog 16 Pfund. Jetzt aber fingen seine Kräfte an abzunehmen, er konnte sich nicht mehr aus eigener Macht fest aufrecht erhalten, das Rückgrat krümmte, das Schulterblatt senkte sich, die Kennzeichen von Schwäche traten ein. Der Graf fürchtete einen frühen Tod. Dester litt er an Schnupfen und Fieber und fiel zuweilen in eine förmliche Schlassucht. 1764 starb er. Seine Größe betrug bei seinem Tode 33 Zoll.

v. Boruslawsky war nach dem Bericht des Grafen Tressan ein Zeitgenosse des Bebe, der mit ihm zu gleicher Zeit und unter fast gleichen Verhältnissen in Luneville lebte. Des kleinen polnischen Junkers Eltern waren ziemlich stattliche Leute und hatten noch 3 Kinder, die zwischen 6 Fuß und 5 Fuß 6 Zoll maßen, während unser Zwerg nur 28 Zoll lang war. Jedenfalls erfreute sich Boruslawsky einer sehr guten Gesundheit, er konnte sogar Strapazen ertragen und kleine Lasten aufheben. Wie der Körper, so war auch der Geist dieses Zwerges gefördert. Er besaß große Fähigkeiten, las, schrieb und rechnete, sprach deutsch und französisch mit großer Fertigkeit und machte einen angenehmen Eindruck.

In dieser Art sind die meisten Zwerge von ganz normalen Eltern geboren. —

Wie in der Mythologie, so spielen auch die Zwerge seit den ältesten Zeiten als treue Wächter auf Burgen und Schlössern, als Hüter von Schätzen in den Ritterromanen eine Rolle. Sie trugen dem Ritter nach Bedürfnis Daret und Helm, das Horn oder den Wunderbalsam, sind ihre Freunde und Diener. Ja, der Zwergkönig Laurin mit der Nebelkappe ist selbst ein waderer Kette, er verteidigt seinen Rosengarten mit Mut und List gegen Riesen und Räuber.

In neuerer Zeit ist noch der 1840 in Holland geborene Zwerg Jean Hannema, der von der Königin Viktoria von England den Titel eines Admirals erhalten, als Admiral Tom Pouce Trump bekannt geworden.

Immer aber bleiben die Zwerge ein eigenes Spiel der Natur, das genauer Beobachtung wert. Wunderbar ist, daß diese Kleinen für religiöse Gefühle fast gar nicht zugänglich sein sollen!

Wir überschätzen die Wirkung eines jeden Ellats, anstatt uns zu sagen, daß jede Woche still begräbt, was sie lärmend geboren.

Wer mit einem Menschen nicht zu den verschiedensten Tageszeiten verkehrt hat, der kennt nicht die feinen Nuancierungen seiner Individualität.



Schneeberger Schnupftabak.

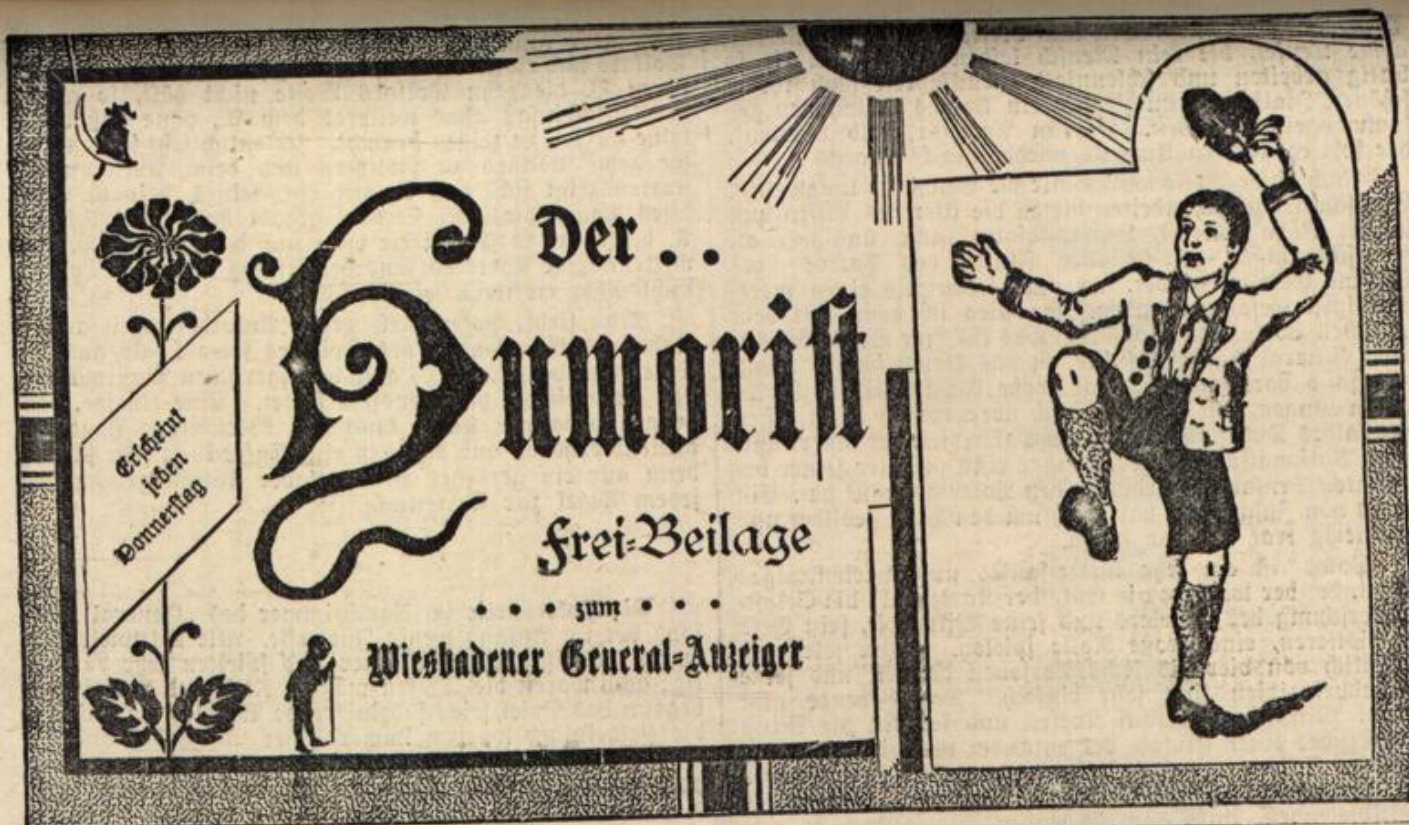
Ein beliebtes Volksmittel ist seit alten Zeiten der bei Schneeberg und in Schneeberg selbst fabrikmäßig hergestellte sogenannte Schnupftabak. Derselbe stellt ein gelbliches oder grünliches feines Pulver dar und dient dazu, einen intensiven Reiz auf die Nasenschleimhaut auszuüben, welcher zu heftigem Niesen führt. Der Schneeberger wird in erster Linie als Schnupfenmittel, dann aber auch sehr oft als Scherzartikel verkauft, um das Niesen zu erzeugen. Die Bestandteile sind im wesentlichen fein gepulverte Blüten und Wurzeln aromatischer Kräuter, zuweilen auch Nieswurz. Gerade der Gehalt an letzterer ist höchst bedenklich und gibt Veranlassung, vor dem Gebrauch des Schneeberger überhaupt zu warnen. Ein Ohrenarzt, Dr. W. Schroeder, veröffentlicht in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ zwei sehr bemerkenswerte Vergiftungsfälle durch den Gebrauch von „Schneeberger“. Der eine Fall betraf einen Arbeiter, welcher an heftiger eitriger Mittelohrentzündung schwer erkrankte, der andere Fall ereignete sich bei einem Knaben, der ebenfalls an schwerer Mittelohrentzündung mit Perforation des einen Trommelfells erkrankte. In beiden Fällen waren offenbar durch das Aufschnupfen Teile des feinen Pulvers in das Ohr gelangt, und zwar durch den Mund und Ohr verbindenden Gang. Diese beiden Fälle lassen eine energische Warnung vor diesem Volksmittel voll berechtigt erscheinen, zumal jede eitrige Mittelohrentzündung den Charakter einer bedenklichen Erkrankung trägt.

Soll man an Regentagen spazieren gehen?

Diese Frage ist unbedingt mit „ja“ zu beantworten. Es hat Jahre gegeben, wo es 6 Wochen hindurch ununterbrochen gegoßen; sollten wir uns deshalb in einem so langen Zeitraume keinerlei Bewegung im Freien machen wollen? Aus einer solchen Unterbrechung der täglichen Bewegung im Freien würden uns große gesundheitliche Nachteile erwachsen. Darum ein Paar wasserdichte Stiefel an die Füße, einen weiten Regenschirm in die Hand und man frage nicht mehr nach dem Wetter, mag es gießen oder nicht.

Schädlichkeit des Rauchens für die Jugend.

Von den verschiedenen Arten, Tabak zu rauchen, ist das Zigarettenrauchen am beliebtesten und bequemsten, aber auch am gefährlichsten, besonders für die Jugend. Der Arzt eines Kinderkrankenhauses in einer großen Provinzstadt schreibt das frühzeitig gealterte und müde Aussehen der Stadtkinder der herrschenden Mode des Zigarettenrauchens zu. Das ist das wohlervogene Urteil eines wissenschaftlich geschulten Beobachters. Die Mediziner haben es immer verdammt, daß die Jugend Tabak raucht, und das Uebel wird durch die Zigaretten sehr vermehrt. Besonders stark ist die Wirkung des Rauchens auf das Nervensystem. Das leichte Zittern der Hände, das falsche Sehen, die unregelmäßige Herztätigkeit, die gestörte Verdauung, die schleimige Zunge und die reizbare Kehle sind alles Zeichen des vielen Rauchens. Eine Untersuchung, die an einer Klasse von Studenten einer Universität vorgenommen wurde, zeigte merkwürdige Ergebnisse. Acht Jahre lang stellte man Vergleiche zwischen Rauchern und Nichtrauchern an. Gegenüber den Rauchern gewannen die Nichtraucher 24 Proz. an Gewicht, 37 Proz. an Größe, 42 Proz. an Taillenumfang und 8,36 Kubitzoll an Lungenausdehnung. So auffallend war die „verfälschende“ Wirkung des Tabakrauchens auf Menschen in der Entwicklung.



Nr. 12.

Donnerstag, den 19. März 1903.

18. Jahrgang

Frühlingslied.

„Auf die Berge thut der Frühling steigen!“
Singen wiederum des deutschen Reiches Dichter
Denn der sehr gestrenge Winter muß entweichen
Und in Lenzesfreude strahlen die Gesichter.

Amfeln, Drosseln, Finken, Lerchen, Staare,
Stellen sich uns vor, als neuvermählte Paare
Nur der Spatz kehrt nicht zurück zu seinen Lieben,
Einfach, weil er mercktendeels zu Haus geblieben.

Grimmig spricht der Stubenmensch zu seinem Weibe:
„Hol den Knotenstock mir und die kurze Peise,
Schodwernenoth! ich mach mich schleunigst auf die
Bappen

Gründlich satt hab' ich's, daheim herumzuschlappen.“

Und der Furschüh, der im Dornestrüpp versteckte,
Sieht ihn schauernd schreiten durch der Wiesen Witten
Zieht hervor das Amtsbüchlein, das fettgefleckt:
„Dürfte ich um Ihren werthen Namen bitten!“

G. A.



Eine Partie Poker.

Aus dem amerikanischen Reporterleben von Fred Homers.

(Nachdruck verboten.)

Die Dampfpfeife des Mississippi-Bootes „General Jackson“ gab in hellenden Tönen den Passagieren das letzte Warnungszeichen, schleunigst an Bord zu sein. Kurz darauf wurden die Gangplanken eingezogen und der große Raddampfer setzte sich schwerfällig in Bewegung, den Fluß hinab.

Unter den Passagieren des „General Jackson“ befand sich auch ein höchst Uebelgelaunter — meine Wenigkeit. Das „Newport Diurnal“ interessierte sich lebhaft für einen sensationellen Prozeß, eine sehr schmutzige Geldgeschichte, in welche mehrere bekannte Politiker verwickelt waren, der in Clarksville, einem kleinen Städtchen am Mississippi, ungefähr 60 Meilen südlich von St. Louis, in den nächsten Tagen verhandelt werden sollte. Da ich zu der Zeit in St. Louis war, um die große Weltausstellung für das Diurnal zu beschreiben, hatte „der Alte“ einfach

mir telegraphiert, den Prozeß zu „bedecken“, to cover, wie der amerikanische Reporterausdruck lautet. Mir paßte das garnicht in den Kram, aus guten Gründen. Noch am Abend vorher hatten wir gehörig gekneipt — die St. Louis'er Zeitungsleute waren sehr fidele Menschen — und diese vergnügte Nacht hatte meinen Finanzen böß zugesetzt. Der Auftrag kam mir daher höchst unangelegen, und ich überlegte schon, ob es nicht besser wäre, um Geld zu drahten, doch nein, lieber nicht; unser Alter konnte bei solchen Anlässen schauerhaft sarkastisch werden.

Wenn ich recht sparsam war, ging es auch so; für meine persönlichen Bedürfnisse reichten die fünfzig Dollars, die ich noch hatte, vollkommen. Uebrigens war nach den guten Zeiten in St. Louis ein bißchen Enthaltensamkeit ganz gesund. Aber die bösen Telegramme! Das war der Daken; denn natürlich mußte ich über den Verlauf des Prozesses telegraphisch berichten. Wenn die Telegraph-Office in Clarksville mit sich reden ließ und meine Telegramme C. O. D. — d. h. am Bestimmungsort zu kollektieren — sandte, dann war ja alles gut. Weigerten sie sich aber, was ihr gutes Recht war, so blieb mir nichts anderes übrig, als vom „Diurnal“ telegraphisch Geld zu verlangen. Und dann der Brief vom Alten mit der liebenswürdigen Erkundigung, was ich mit dem vielen Geld angestiegen hätte und einer halben Million von guten Ratschlägen. Kenn' ich, den Stil vom Alten! Der hatte gut reden mit seinen 15 000 Dollars Gehalt. Es war eine höchst fatale Geschichte!

Wissnütig schlenderte ich, nachdem ich den Kapitän, den ich kannte, begrüßt hatte, auf Deck auf und ab. Das Schiff war beinahe bis auf den letzten Platz besetzt und die Gesellschaft war sehr gemischt. Auf dem Promenadendeck, welches für die Passagiere der ersten Kajüte reserviert ist, drängten sich in buntem Durcheinander Pantees mit ihrem zugeknöpften Wesen und ihren scharfen, charakteristischen Gesichtern; Südländer im Panamahut und bequemen Rantingkleidern, denen man auf den ersten Blick den Baumwollenzplanzer ansah, der seine Erste in St. Louis versilbert hat; Geschäftsreisende, die in einer Gruppe beisammen standen und sich ausschütten wollten vor Lachen über den saftigen Witz ein's Kollegen. Unten auf dem Mitteldeck, zwischen Kisten und Baumwollballen, saßen Mulatten und Neger und spielten unter vielem Streiten und Gezeter „craps“, ein Würfelspiel, dem die Neger leidenschaftlich huldigen. Es ist zwar streng verboten, aber wer kümmert sich um polizeiliche Verbote auf einem Mississippi-Boot! Ganz hinten am Heck standen schüchtern italienische

Arbeiter in roten Hemden und breiten farbigen Gürteln; arme Teufel, die kein Mensch leiden kann, weil sie so billig arbeiten und schleunigst zurückkehren nach ihrem schönen Italien, wenn sie sich ein kleines Stümchen zusammengespart haben. Wer in Amerika Geld verdient, der soll es auch in Amerika wieder durchbringen!

Nach einer Weile wurde mir die Geschichte langweilig. Landschaftliche Schönheiten bieten die Ufer des Mississippi in der Nähe von St. Louis absolut nicht, und wer an den schmutzigen gelb-braunen Fluten des Vaters der Ströme Gefallen findet, der muß jedenfalls einen merkwürdigen Geschmack haben. So stieg ich denn mit dem läßlichen Vorgesatz, zu probieren, was für eine Sorte Whisky der „General Jackson“ führe, in das Rauchzimmer hinab und fand dort eine ziemlich große Gesellschaft vor. An einem langen, mit grünem Tuch überzogenen Tisch saßen ein halbes Duzend Herren beim Pokerspiel, der amerikanischen Nationalstunde, wie Talmage einst in einer seiner berühmten Sensationspredigten den Poker genannt hat. Ein Kreis von Zuschauern hatte sich um den Tisch gebildet und neugierig trat auch ich hinzu.

Poker ist ein sehr interessantes und merkwürdiges Spiel, bei der weniger die Güte der Karten als die Selbstbeherrschung des Spielers und seine Willigkeit, sein Geld zu riskieren, eine große Rolle spielen. Poker wird gewöhnlich von vier bis sechs Personen gespielt und seine Grundprinzipien sind sehr einfach. Der Gebende gibt jedem Mitspielenden fünf Karten und setzt in die Mitte des Tisches einen Einsatz, der entweder beliebig sein kann, oder zu Anfang des Spiels normiert wird. Nehmen wir an, der Einsatz beträgt 25 Cents. Nun hat sich jeder der Mitspielenden, links vom Gebenden angefangen zu entscheiden, ob er mitspielen will oder nicht. Im ersten Falle hat er den Einsatz von 25 Cents zu leisten, im letzteren legt er die Karten weg. Die Kartenwerte richten sich nach der Anzahl der gleichen Karten, welche ein Spieler hat. Der niederste Wert z. B. sind zwei Zweien (die amerikanischen Karten beginnen mit zwei, drei, vier, fünf, sechs usw.); zwei Paare, wie z. B. zwei Könige und zwei Damen, sind besser als ein Paar; drei gleiche Karten, z. B. drei Könige, sind besser als zwei Paar, fünf aufeinanderfolgende Karten wie Zehn, Junge, Dame, König, As, überbieten drei gleiche Karten. Der nächsthöchste Wert ist ein „volles Haus“, d. h. drei gleiche Karten und ein Paar, wie drei Könige und zwei Damen. Fünf Karten von einer Farbe, fünf Herz-Karten z. B. sind besser als ein „volles Haus“, dann kommen vier gleiche Karten, wie vier Asse, eine Karte, auf welche man mit Gerlenruhe seine letzten Pfennige wetten kann. Der höchste Wert sind fünf aufeinanderfolgende Herzkarten, mit dem As endigend.

Wie gesagt, ein ganz einfaches Spiel. Das Interessante dabei ist die dominierende Rolle, welche das Geld spielt. Nehmen wir an, keiner von den fünf Mitspielenden tritt aus und jeder hat den Einsatz von 25 Cents geleistet. Es stehen also 1,25 Dollars. Nun beginnt das Kartenspielen. Jeder Spieler hat das Recht, jetzt die Karten, die er nicht gebrauchen kann, wegzulegen und bekommt dafür neue. Habe ich z. B. zwei Könige unter meinen fünf Karten, so behalte ich diese und lege die übrigen drei weg. Darauf bekomme ich nun drei neue Karten und habe dadurch die Chance, meine Hand, wenn ich z. B. noch einen König ziehe, zu verbessern. Dann beginnt das Wetten. Der links vom Gebenden Sitzende fängt an und wettet eine beliebige Summe, sagen wir einen Dollar. Der Nächstfolgende bedeckt diesen Dollar und erhöht den Einsatz um einen weiteren Dollar. Jeder Mitspielende ist nun gezwungen, entweder die beiden gewetteten Dollars einzusetzen oder aus dem Spiele auszutreten. Geseht den Fall, die anderen vier Mitspielenden treten aus und verlieren dadurch natürlich jede Gewinnchance auf den im Anfang eingesetzten Beitrag. Der links vom Gebenden Sitzende, nennen wir ihn A., hat nun zwei Möglichkeiten. Entweder kann er den einen Dollar, den B. mehr gewettet hat, einsetzen, dann werden die Karten aufgelegt und ihre resp. Güte entscheidet den Besitz des Totaleinsatzes. Er kann aber auch noch mehr wetten, zum Beispiel den einen Dollar „bedecken und zehn mehr“. B., der eine mittelmäßige Hand, z. B. drei Neunen hat, ist nun vor die Frage gestellt, diese zehn Dollars zu riskieren. Es ist sehr leicht möglich, daß A. eine bessere Karte hat, anderer-

seits aber kann er auch eine schlechtere haben und zehn Dollars nur riskiert haben, um B. „hinauszukeln“. Denn wenn B. die zehn Dollars Wette nicht hält, so gehört der Totaleinsatz ohne weiteres dem A., ohne daß dieser seine Karten zu zeigen braucht. Er entschließt sich endlich, die zehn Dollars zu riskieren und beim Auflegen der Karten zeigt sich, daß A. nur ein kleines, beinahe wertloses Paar, wie zwei Sieben, gehabt hat. Natürlich hat A. verloren; er spekulierte eben nur darauf, daß B. eine mittelmäßige Karte hat und den Einsatz von zehn Dollars nicht mehr riskieren wird.

Man sieht, Poker stellt große Anforderungen an die Ruhe und Gelassenheit des Spielers sowohl, als auch an seinen Geldbeutel, wie es auch betrügerischen Manipulationen ein weites Operationsfeld bietet. Eine einzige, verborgen gehaltene Karte kann den Wert einer Hand bedeutend erhöhen und dabei ist eine Entdeckung sehr schwer, denn nur ein geringer Bruchteil der Karten gelangt bei jedem Spiel zur Verteilung.

Die Pokerspartie im Rauchzimmer des „General Jackson“ bot im Anfang wenig Interesse. Alle Mitspielenden waren vorzügliche Pokerkenner und spielten sehr vorsichtig; auch waren die Betten mäßig. Nach und nach jedoch begann das Spiel seine faszinierende Wirkung auszuüben, die Geldeinsätze wurden immer höher und höher und die Spiele immer interessanter. Ich hatte mich nach und nach durch den Zuschauerkreis gedrängt und stand jetzt dicht hinter dem Stuhle des einen Spielers. Derselbe, eine elegante Erscheinung — beinahe zu elegant für das Rauchzimmer eines Mississippibootes — nahm Gewinn und Verlust mit einer unverwundlichen Ruhe und Gelassenheit hin. Kein Augenzwinkern, kein auch noch so leises Zittern der Hände verriet, ob seine Karte eine gute oder eine schlechte sei. Bisher schien er gewonnen zu haben und ich verfolgte sein Spiel mit lebhaftem Interesse.

Der Anfangseinsatz war auf einen Dollar erhöht worden, und die kleinste Wette betrug selten weniger als drei Dollars — ein sehr teures Spiel, daß man, wenigstens in der Doffentlichkeit, selten zu beobachten Gelegenheit hat. Jetzt betrug der „pot“, d. h. der Topf, wie man im Pokersjargon die in der Mitte des Tische aufgestapelten Geldeinsätze nennt, nahezu 100 Dollars, eine recht hübsche Summe. Zwei der Mitspielenden waren ausgetreten; der vor mir Sitzende und noch zwei andere kämpften um den pot. Das Spiel nahm mechanisch seinen Fortgang. Mr. Hopkins, wie die anderen den Spieler, der vor mir saß, nannten, fing mit einer fünf Dollarwette an, der Nächste bedeckte und erhöhte den Einsatz um einen weiteren Dollar, der nächste ebenfalls, und so gingen die Betten wohl ein dutzendmal herum — eine große Seltenheit. Alle die Spieler mußten vorzügliche Karten haben.

Und alle drei spielten so seelenruhig, als ob die schmutzigen Lappen, die sich im pot anhäuften, wertlose Papiersegen wären.

Schließlich, als wieder einmal die Reihe zu wetten an Mr. Hopkins kam, dachte dieser einige Augenblicke nach, suchte dann aus dem Haufen Banknoten, der vor ihm lag, fünf gelbe Zwanzigdollarnoten heraus und legte sie ohne ein Wort zu sprechen, zu den übrigen in den pot. Eine Hundertdollarwette! Im Kreise der Zuschauer wurde es mäuschenstill und alles wartete gespannt, ob die anderen diese hohe Wette bedecken oder sich „hinauszukeln“ lassen würden.

Eine lange Ueberlegungspause folgte. Der nächste Spieler kante nervös an seinem längst erloschenen Zigarrenstummel, bis er sich endlich entschloß, die Hundert zu riskieren; der dritte schob, ohne zu zögern, seine Hundert Dollars in den pot. Beide hatten die Wette angenommen! Die Zuschauer drängten sich näher heran und streckten die Hälse.

Der dritte Spieler deckte seine Karten zuerst auf: er hatte vier Damen, eine brillante Karte; der zweite war der glückliche Besitzer von vier Königen, einer noch besseren Hand. Jetzt wendete sich das allgemeine Interesse Mr. Hopkins zu — niemand zweifelte, daß seine hohe Wette nur ein Trick gewesen war. — Mr. Hopkins lächelte überlegen. Während er mit der Linken lanalam Karte nach-

Karte umwendete, strich er mit der Rechten die in der Mitte des Tisches aufgethauenen Einsätze ein. Er hatte vier Asse und demnach gewonnen.

Das war unerhörtes Glück! Zwei der Mitspielenden standen auf — das Spiel war ihnen zu teuer geworden. Die beiden frei gewordenen Plätze waren rasch besetzt. Den einen Platz nahm Mr. Berler ein, ein Deutsch-Amerikaner, der Chef einer großen St. Louis'er Brauerei, den ich in St. Louis kennen gelernt hatte; den anderen, auf Einladung des Herrn Berler, meine Wenigkeit. Wenn ich sowieso telegraphieren mußte, dann kam es ja auf die fünfzig Dollars auch nicht mehr an!

Unser Spiel war kein hohes, obgleich der Fündollar-Einsatz beibehalten wurde. Wir wollten uns eben erst gegenseitig so gewissermaßen den Puls fühlen. Ich hatte mir vorgenommen meinem bescheidenen Kapital angemessen, vorsichtig zu spielen und lieber zu passen, wenn meine Karten nicht sehr gut waren. Merkwürdig, wenn ich paßte, gewann regelmäßig Mr. Hopkins und beinahe immer mit drei oder gar vier Asarten. Was für eine Vorliebe für Mr. Hopkins diese Asse hatten, war ganz unglaublich. Aber so scharf wir ihn auch beobachteten, sein Spiel schien vollkommen korrekt zu sein.

Ich spielte mit außerordentlichem Glück und nach und nach gewann ich über zweihundert Dollars, für mich eine ganz hübsche Summe.

Jetzt gab Mr. Hopkins, und als ich meine fünf Karten besah, bemerkte ich mit einem Gefühl unbeschreiblicher Gerngung, daß ich vier Asse hatte, die zweitbeste Hand. Diesmal sollte aber der gute Hopkins böse hereinfallen! Ich spielte sehr vorsichtig und wettete nur kleine Beträge, um ja keinen der Mitspielenden abzuschrecken und so einen möglichst hohen Pot zu erzielen. Poter macht den besten Menschen gewinnstüchtig!

Da, zu meiner größten Ueberraschung, schob Hopkins, als die Reihe zu weiten an ihn kam, wieder hundert Dollars in den Pot. Diesmal hatte ich ihn. Einen „royal flush“ konnte er nicht haben, denn ich besaß die Herzasskarte. Natürlich — die Sache war ja totsicher — bedeckte ich die Hundert und wettete den Rest meines Geldes. Alle anderen traten aus, nur Mr. Hopkins bedeckte kaltblütig meinen letzten Einsatz.

Jetzt entschied die Güte der Karten. Mr. Hopkins folgte in seiner vornehmen gelassenen Manier seine Karten vor; er hatte — vier Asse. Ergo war der vornehme Mr. Hopkins ein ganz gemeiner Schwindler, denn ein Deck Karten hat nur vier Asse!

Raum hatte ich wütend meine Karten auf den Tisch geworfen, so sprang der Kapitän, der unbemerkt hinter Hopkins' Stuhl gestanden hatte, vor und packte den Falschspieler. Und als er ihn schüttelte, da fielen ein halbes Duzend hohe Karten aus dem Ärmel Mr. Hopkins' — — —

Der „Pot“ gehörte selbstverständlich mir.

Kurze Zeit darauf stieg ich in Clarksville aus, selig in dem Gedanken, ganze 600 Dollars gewonnen zu haben; noch seliger, wenn ich an die furchtbare Tracht Prügel dachte, die wir dem eleganten Mr. Hopkins verabreicht hatten — von Rechtswegen!

Wehrsteuer und Biersteuer.

Die Erste bringt nur wenig ein,
Die Zweite wird sehr lästig sein
Und wird uns schrecklich plagen;
Die Erste wäre ungerecht,
Die Zweite ließe sich nur schlecht
Vom deutschen Bierdurst tragen.
Und ständ' der Kanzler wie ein Thurm,
So würd' ihn der Entrüstung Sturm
Befiegen doch für immer.
Manch leichten Sieg erfocht er hier,
Doch wenn er theuer macht das Bier,
Dann sinkt sein Ruhm in Trümmer!
Nur ruhig Blut! Noch geht's nicht schief,
Vielleicht macht bald der Zolltarif
Uns alle wohl zufrieden.
Wenn er uns bringt viel rothes Gold,
Bekommen wohl auch ihren Sold
Die armen Invaliden.

Wau wau.

Der Reichstag in den letzten Bügen.

Nach altem Brauch an jedem Morgen
Versammelt sich das hohe Haus,
Den Stoff braucht man nicht zu besorgen,
Der liegt nach Schema & schon aus.
Der Präsident gibt leis das Zeichen
Und sagt: „Gut'n Morgen! meine Herren!“
Läßt durch den Saal die Blicke streichen,
Ach! Wieder blieb so mancher fern.
Langweilig ist's im höchsten Grade,
So denken die, die draußen stehn,
Noch da zu sitzen, wäre schade,
Es wird auch ohne uns schon gehn!
Die Sitze stehen längst verödet,
Und die Tribünen bleiben leer,
Und ob man auch noch tagt und redet,
Wir haben keinen Reichstag mehr. Wau wau.

Der „Proportional-Kandidat“.

Eine hübsche Satire, die zwar auf französische Verhältnisse gemünzt ist, die aber auch auf gewisse Vorkommnisse im beginnenden Wahlkampf bei uns nicht übel passen würde, bringt der „Figaro.“ Es ist ein kleiner Dialog zwischen einem Abgeordneten und seiner Frau.

Der Abgeordnete: „Jetzt können die Wahlen kommen, liebe Frau. Ich bin meiner Wiederwahl sicher.“

Die Frau: „Um so besser, denn Cécilie wird erst in fünf Jahren heirathsfähig sein, und . . .“

Abgeordneter: „Hab' keine Angst, sie wird die Auswahl haben. In fünf Jahren werde ich nicht nur immer noch Abgeordneter sein, sondern ich werde sogar ein ganz besonderer Abgeordneter sein.“

Frau: „Ich bin erstaunt.“

Abgeordneter: „Du kennst doch die Geschichte vom Pluralvotum, von Proportionalvertretung?“

Frau: „In Belgien? Ja; aber ich habe doch nicht viel davon verstanden.“

Abgeordneter: „Ich auch nicht, aber das ist ja gleich; ich habe da eine Idee, ich kann sogar sagen, eine große Idee.“

Frau: „Findest Du?“

Abgeordneter: „Gewiß. Es ist absehnlich, daß in einem Wahlkreis nicht alle Meinungen ihren Vertreter haben.“

Frau: „Wenn es wenigstens nicht mehrere geben soll, ist's wohl nicht anders möglich.“

Abgeordneter: „Da sieht man wieder den beschränkten Geist der Frauen. Ich habe die Absicht, ganz allein die Wähler aller Parteien zu vertreten.“

Frau: „Wie?“

Abgeordneter: „Ganz gewiß. Und meine nächsten Wahlplakate werden die Unterschrift haben: Durand, Proportional-Kandidat.“

Frau: „Ja, aber was soll denn das heißen?“

Abgeordneter: „Natürlich verstehst Du's wieder nicht. Das soll heißen, daß ich mich verpflichten werde, die Meinungen meiner Wähler im Verhältnis ihrer Stimmenzahl zu vertreten. Wieviel Abstimme gab es das letzte Mal?“

Frau: „Ungefähr 6000.“

Abgeordneter: „Nun siehst Du, es gibt auch grade sechs Tage in der parlamentarischen Woche. Für 2000 reaktionäre Stimmen werde ich an zwei Tagen der Woche Reaktionär sein. Für 3000 Stimmen werde ich an drei Tagen der Woche radikal und so fort . . .“

Frau: „Ja, aber wann wirst Du denn Deine eigne Meinung haben?“

Abgeordneter: „Am Sonntag . . .“

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Die Folgen eines „Hosballes.“

Wie idyllisch, wie reizend ist ein Berliner Hosball, das heißt ein Ball auf einem Berliner Hofe. Die Hosfapelle besteht aus einem Leiermann, einem Künstler, der die Harmonika spielt aber schließlich thut's auch ein einzelner Geiger oder Mütist. Den tanzenden Paaren, Kindern von 2—14 Jahren schauen von oben aus den Fenstern die glücklichen Mütter zu. Und das thut auch Frau Reiter, als der Kolporteur Walte ihr eben das 92. Heft des Romans „Die Kirchhofs-Phänen“ oder „Der lebende Sarg“ brachte. Das 93. Heft hat Frau Reiter allerdings nicht mehr aus der Hand des Kolporteurs Walte erhalten, denn an dem denkwürdigen Tage dieses Hosballes haben sich Frau Reiter und Herr Walte so erzürnt, daß nun Frau Reiter vor dem Richter steht, um sich wegen Körperverletzung zu verantworten.

Nichter: Wie entstand denn nun der Streit?
Angell: Herr Gerichtsrath, von Streit kann gar nicht die Rede sein. Wie der Mann mit den lebendigen Sack kam, da kletterte ich zu, wie meine Mäse, meine einzige, gerade unten auf'n Hofe Polka tanzte. Was nun der Mann war, kletterte mit raus un wir zwee Beide freiten uns lieber de Kinderlebens. Ich frage ihn nu, wie'n die Kinder jenseien. Er meente, un dabei lachte er so recht dreckig, de Mäsen mischten alle man funfzehn Jährten älter sind. Det vastimmte mir schonst. Nu quatschte er weiter, un hatte an jedet Kind wat auszusehen. Der eene Junge, hätte 'n schielet Doge, det eene Mäsen hätte 'ne Balfong-Reese, der andere Junge sähe dow aus, det andere Mäsen hätte 'n Festsichte, als ob se druf sitzen mischte, bloß die ene Jöhre fand er ganz nett, und det war gerade die Emilie von meine größte Feindin aus'n jungen Hause, det vastimmte mir noch dölle. Ich sage nu ooch, er soll det Quasseln lieber lassen un sich briden, weil seine andre Kundschaft ooch wat von lebendigen Sack jenießen wollte, aber da meente er, det hätte noch Zeit, die kämen noch schnell jenuch zu den Kirchhofshäusen un et machte ihn Freide sich 'mal von erstickten Rang aus so'n Hofball anzukieken. Na, er blieb eben. Uf eenmal lachte er laut uf un zeichte uf meine Mäse. „Herrgott“, meente er, „wat fraucht denn da for'n Jöhre uf'n Hofe rum?“ Ich konnte et mir gar nicht denken, det er meine Tochter meente un frage nochmal, wat for'ne Jöhre er meente, un richtig, er zeigt mit sein Zeigefinger gerade uf meine Mäse. „Riefen Se bloß mal, wat det Mäsen for krumme Beene hat“, saachte der Kerl und det vastimmte mir so arch, det ich von Fenster jing. Er blieb aber an't Fenster stehn. „Nee“ fing er nu wieder an, det arme Kind hat ja doppelte Zelenke, det hat de englische Krankheit. Det liegt bloß an de Eltern“, quatschte er er weiter „det is allens vaerbt.“ Ich war rasend, wie ich det hörte un soage zu den Kerl: „Nu machen Se aber det Se rauskommen, aber nee, ersicht wie die Musik een Walzer spielte, da lachte er ganz los. „Frau Reitern komm' Se bloß an't Fenster. Jetzt dreht sich det arme Wurm immer in Kreis, wie so'n Trampelpelzhier mit seine krumme Beene, det is ja zum Dotlachen.“ Ich in de höchste Wuth schreie ihn an: „Det is meine Tochter, meine Mäse, vastehn Se mir, Sie oller ganz jemeener Urtjah, Sie.“ „Ach nee“ meente er, „Sie sin ja eejentlich 'ne ganze hilsche Frau, wie kommen Sie bloß zu so'n Wechselbalg? Hatten Sie denn ooch krumme Beene, oder ha'm Se se ant Ende noch?“ So uzte er mir un ich in meine Wuth, haue ihn mit'n Kochlöffel den ich gerade mang de Fingern hatte rechts und links um seine Köffel. Wol ooch mitten in sein Gesichte, denn, wie er sich dann sehr schnell dinne macht, hat ihn de Reese jeblutet. Un ich denke, det hatte er vadiant, der fröhliche Frechdachs.

Nichter zum Zeugen Malte: Danach hätten Sie ja Frau Reiter allerdings sehr gereizt.

Zeuge Malte: Herrjott, Herr Gerichtshof, ich wollte man 'n Späßen machen, wir war'n ja alle gute Bekannte un iebervaupt wußte ich, det die Kleene de Frau Reiter ihre Mäse war. Wie jesaacht, det war man allens Uff, dafür brauchte se mich nicht de Reese kurz und kleene haun.

Nichter: Das war ein roher Spaß.

Die Angeklagte wird freigesprochen.

Angell: Herr Gerichtsrath, ich danke Ihn' ooch. Bloß wat ich noch sagen wollte, meine Mäse hat keine krumme Beene nicht, se is sogar n' sehr hilschet Mäsen, ich habe ihr extra mitgebracht se steht draußen, wollen Se ihr mal sehen?

Der Gerichtshof verzichtet, er glaubt es auch so.

Das Telephon als Erzieher.

Die Berliner Postverwaltung hat eine Verfügung an die Telephonbeamten erlassen, worin betont wird, daß dieselben sich größter Mäßigkeit und Mäßigkeit gegenüber dem Publikum befleißigen sollen. Namentlich Personen, welche leicht in Erregung gerathen, ja welche sich sogar zu Aeußerungen des Unwillens hinreißen lassen, soll der Beamte nicht im gleichen Tone erwidern, sondern durch Ruhe und taktvolles Benehmen sogar eine Steigerung der Erregung fernzuhalten bestrebt sein.

Allen Manns- und Weibspersonen,
 Die an unsern Telephonen
 Als Beamte figurir'n,
 Prüge dieses sich ins Hirn:
 Intensives kurzes Läuten
 Muß nicht immer Zorn bedeuten:
 Langanhaltendes Geläut
 Heißt sogar: ich habe Zeit.
 Starkes in die Muschel-Schreien
 Wollte immer man verzeihen;
 Es ist kein Symptom der Wuth,

Sondern: daß die Lunge gut.
 Mancher, der nur wen'ge Stunden
 Warten muß, bis er verbunden,
 Wird dadurch oft so erregt,
 Daß er lauten Lärm aufschlägt;
 Solchen lese man als Mittel
 Der Beruhigung ein Kapitel
 Aus dem Buche „Hiob“ vor,
 Der nie die Geduld verlor.
 Andere schimpfen ganz entseßlich,
 Wenn sie im Gespräche plötzlich
 Unterbrochen sind und man
 Flötet sie sogar noch an:
 „Sprechen Sie noch? —“;
 Solchen dient zur Nervenstählung
 Eine Feuillettonerzählung,
 Die im spannendsten Moment
 Täglich plötzlich ist zu End'.
 Andere wieder protestiren
 Schimpfend, wenn durch Drahtberühren
 Alles durcheinander schwirrt
 Und kein Wort verstanden wird;
 Solche Leute schließe man
 An moderne Opern an:
 Dies Gewirr von wilden Tönen
 Wird sie rasch und ganz verzeihen.
 So erzieht durch Fleiß und Eifer
 Man das Publikum sich reifer
 Und das Telephon wird bald
 Zur Verkehr- und Lehranstalt.

Auch ein Maßstab.

Eine Dame bemerkte, daß ihr Dienstmädchen an den Kunstgegenständen in ihrem Boudoir ein gewisses Interesse zeigte und fragte sie deshalb einmal: „Welche von diesen Figuren gefällt dir denn am besten, Anna?“ — „Die hier, Madame“, antwortete das Mädchen, nach der armlosen Venus von Milo deutend: — „Warum ziehst du denn gerade diese Venus vor?“ erkundigte sich die Dame überrascht. — „Die läßt sich am leichtesten abstauben!“



Aus den „Tit-Bits.“

Miss Mainchance: „Du hast wohl bereits von meiner Verlobung mit Mr. Jenkins gehört?“

Freundin: Allerdings. Offen gestanden, ich war sehr überrascht. Du sagtest mir doch, Du würdest ihn nicht heirathen, selbst wenn er eine halbe Million hätte.“

Miss Mainchance: „Das weiß ich, Liebste, aber später habe ich entdeckt, daß er fast die doppelte Summe besitzt.“

Reisender (auf den Zug, der bereits zwanzig Minuten Verspätung hat, wartend): „Schaffner, wann glauben Sie, läuft der Zug ein?“

Schaffner: „Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, lieber Herr; aber je länger Sie warten, desto sicherer ist es, daß der Zug in der nächsten Minute einläuft.“

Bertha: „Ach, Martha, was soll ich anfangen? Harry sagt, es ist zwischen uns beiden aus und daß er mir meine Geschenke zurückschicken wird.“

Georgine (erfahren): „Schreibe ihm, er möge sie selbst zurückbringen.“

„Ihre Heirath war für Ihre Freundinnen eine große Enttäuschung.“

„Wirklich?“

„Freilich. Alle haben vorausgesagt, sie würde unglücklich und sie wurde es nicht.“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
 Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
 Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.